

## Arbeit, Muße, Langeweile

*„Die Pünktlichkeit stiehlt uns die beste Zeit.“*

*Oscar Wilde*

Heutzutage hat jeder zuverlässige Mensch eine Uhr. Sie ist des Menschen beste Freundin und Begleiterin, hilft ihm bei Verabredungen und Absprachen, ins Kino oder durch Fahrpläne, ermöglicht Pausen, Freizeit oder den Bau von Bomben, unterstützt Kontrollen aller Art, kurz sie bringt Ordnung in den unüberschaubaren Fluss der Zeit. Nie lässt sie etwas im Ungewissen. Ein Blick verrät, was die Stunde geschlagen hat. Der altertümliche Ausdruck erinnert noch an die Zeit, da Uhren ohne Ziffernblatt funktionierten. Erst später begannen sich die Uhrzeiger zu bewegen. Mochte die Strecke, die sie kreisend zurücklegten, auch noch so klein sein, es war eine sichtbare Bewegung im Raum für die Zeit. Das Drehen der Stundenmesser ließ ahnen, dass „Zeit“ einmal nicht die Summe abstrakter Bruchteile von der Stunde bis zur tausendstel Sekunde gewesen ist, sondern die Wiederkehr vertrauter Ereignisse. Die Wiederholung als Maßstab, kein Anfang und kein Ende.

Mit der Zunahme der digitalen Anzeiger vollzieht sich der Zerfall in isolierte Augenblicke. Auf Knopfdruck blinkt eine zerstückelte Message von Zeitpunkten. Die Uhr wird endgültig autonome Maschine, Ausdruck eines Modells der Welt, das sich längst die Welt zu Eigen gemacht hat. Auch wenn die Uhr anhält, verliert Zeit längst nicht mehr an Geschwindigkeit. Hinter den Fassaden eilt sie unaufhörlich weiter.

Nicht die Erfindung der Dampfmaschine, die als „Prothese“ die menschliche Muskelkraft potenziert, hat die Menschen verändert. Die Uhr hat die Köpfe mit immateriellem Druck gerichtet, diszipliniert, verdreht. Mit der Uhr beginnt die Moderne.

### Zeitreform

Die Bastille war gestürmt, der bedrängte König hatte noch kaum Gelegenheit gehabt, sich mit den Forderungen der Revolution einig zu erklären, da suchten die Volksmassen schon ein nächstes Ziel. Am Abend des ersten Kampftages begannen sie, alle erreichbaren Turmuhren von Paris zu zerschlagen und zu zerschießen, um deren verhasstes Diktat über Leben und Arbeit zu beenden. Die Täter müssen in den Augen der wahrhaft revolutionären Bürger revoltierende Reaktionäre gewesen sein, denn kurze Zeit später bemächtigte sich der Konvent radikal der Zeitmessung. Am 5. Oktober 1793 – der König war hingerichtet, der Wohlfahrtsausschuss installiert – wurde per Gesetz die Errichtung einer vernünftigen Chronokratie verfügt. Die Zeitreform – Ergebnis der Arbeit einer wissenschaftlichen Kommission mit dem Astronomen Pierre Simon LaPlace und dem Mathematiker Joseph Louis LaGrange – brach auf andere Weise mit den Kirchturmuhren. Die Jahreschronologie sollte nunmehr mit der Revolution als dem Jahr 1 beginnen. Ansonsten regierte die „Heilige Zehn“. Jeder Monat wurde in drei Dekaden geteilt, jeder Tag in zehn Stunden, wobei eine Stunde 144 alten Minuten entsprach. Die Stunde hat nun 100 und jede Minuten jeweils 100 (neue) Sekunden. Die Tage der Dekaden wurden einfach prosaisch gezählt. Dem Ersten (Primidi) folgte der zweite (Duodi). Jeder fünfte allerdings trug den Namen eines Haustiers, jeder zehnte den eines bäuerlichen Geräts. Die

Monatsnamen brachen mit der alten, auch christlichen Tradition und orientierten sich an der Natur. Es gab nun den Monat der Weinlese, den des Schnees oder den der Blüten.

Doch die erhoffte Identifikation mit den neuen Regeln blieb aus. Vor allem die Bauern reagierten ungehalten, bedeutete der neue Kalender doch, dass sie nun neun statt sechs Tage die „Woche“ arbeiten sollten. Auch in der Stadt mochte sich niemand so Recht an die neue Ordnung halten. Die per Dekret abgeschafften kirchlichen Feste wurden schon aus Gewohnheit auch zu Zeiten des höchsten revolutionären Terrors ganz unverblümt begangen, die Zeitungen setzten die gregorianischen Daten hinter die neuen Zeiten. Schließlich hatte Napoleon ein Einsehen und schaffte zugunsten des Alten den neuen Kalender zum 1.1.1806 wieder ab. Damit vollzog er wohl nur einen realen Zustand nach. Trotzdem liegt in diesem Staatsakt einige Symbolik. Die „Wiedereinführung“ der gregorianischen Zeitrechnung war Bestandteil eines Konkordats mit dem Papst. Und bei der Bestimmung der richtigen Zeit hat die Kirche traditionell Mitspracherecht.

Die Mönche des frühen Mittelalters waren die ersten „Berufsmenschen“, die sich einer methodischen Lebensführung mit starrer Zeiteinteilung unterwarfen. In den Klöstern wurden „Zurückhaltung, Ordnung, Regelmäßigkeit, Ehrlichkeit und innere Zucht zu praktischen Werten erhoben“, schreibt Lewis Mumford in seiner Untersuchung über die Stadt, „ehe man diese Eigenschaften der mittelalterlichen Stadt und noch später dem Kapitalismus in Gestalt von Erfindungen und Geschäftsbräuchen übermittelte: die Uhr, das Hauptbuch und der geordnete Tagesablauf.“

Am Beispiel der Klöster ist zu studieren, wie „Brückenköpfe“ zeitlicher Regelmäßigkeit geschaffen wurden, wie Disziplinierung und Selbstdisziplin ineinander greifen, wie Askese, Arbeit und Macht verinnerlicht werden.

Askese und Disziplin bedingen einander; wenn Askese „Gegenstand methodischen Betriebs“ (Max Weber) wird, bedarf es der Regelung. Neben den gemeinsamen Mahlzeiten sorgten Gebete für das zeitliche Raster. Der Abstand zwischen dem Essen und den Gebeten blieb ungeachtet der Jahreszeiten gleich. Im Winter rief die Glocke noch in der Dunkelheit zum ersten Gebet, im Sommer erst nach Sonnenaufgang. Man reagierte nicht länger auf die äußere Natur, sondern lebte in bestimmten Intervallen, Die Arbeitszeiten passten sich diesem Rhythmus an. Doch als die Dauer der Andachten die Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte beeinträchtigte, kürzten zum Beispiel die Zisterzienser nicht das Gebet, sondern wählten eine moderne Lösung. Ihre Klosterbetriebe wurden mechanisiert, die Arbeit intensiviert, wie der französische Historiker Jean Gimpel in einer Untersuchung feststellt. Die Technik der Klöster war in der Folge stets auf der Höhe der Zeit, ein Grund dafür, dass sie teilweise bis weit ins 18. Jahrhundert hinein ganze Industriezweige kontrollierten. Was als Aufruf zum Gebet und zur gemeinsamen Mahlzeit begann, weitete sich zur zeitlichen Kontrolle der Arbeitstätigkeit und schließlich zur Rationierung von Zeit überhaupt aus. Die innere Einstellung der Probanden muss sich an den vorgeschriebenen Regeln orientieren. Das Gehorsamsideal des klösterlichen Sozialisations- und Autoritätsmodells zielt denn auch auf eine innere Unterwerfung ab. In den Benediktiner-Regeln heißt es u.a. „Der Gehorsam wird der *Ausführung* nach geleistet, wenn die befohlene Sache ausgeführt wird; dem *Willen* nach, wenn der Gehorchende das gleiche begehrt wie der Befehlende; der *Einsicht* nach, wenn er dasselbe fühlt wie dieser, so dass er das Befohlene für durchaus gut hält.“ Dass das *Feeling* beim Gehorchen entscheidend ist, ist seither fester Bestandteil unternehmerischer Erkenntnisse und Strategien. Die Klöster waren auch in diesem Sinne die ersten Fabriken.

Die Fabrikdisziplin wollte sich draußen allerdings nur zäh durchsetzen. Des Menschen Fähigkeit zu regelmäßiger Arbeit war (noch) gering ausgebildet, auch wenn die Kirchturmuhren das Stundengerüst des Tages unerbittlich fortschrieb. Die weltliche Macht ergänzte den Druck der geistlichen Herren.

Das Verbot der Muße und der Bettelei – gelegentlich bei Todesstrafe -, das Einrichten von Arbeits- und Zuchthäusern oder die zwangsweise Vorführung zur Erwerbsarbeit sind nur einige der Methoden. Vom Menschen war zunehmend die Regelmäßigkeit einer Maschine gefordert. Und die Uhr diente in ihrem gleichförmigen Lauf nicht nur als pädagogisches Vorbild.

Ihre komplizierte Mechanik verlangte mehr als handwerkliches Können. Die Uhrmacherei galt lange Zeit als „gelehrtes nichtzünftiges Handwerk“, als eine Tätigkeit, die nahe der Wissenschaft stand. Uhrwerke bildeten so den Kern der Anfang des 18. Jahrhunderts in Mode kommenden Roboter. Jacques de Vaucanson schuf nach einem automatischen Flötenspieler und einem automatischen Trommler die technologische Sensation seiner Zeit: eine künstliche Ente, die daher watscheln konnte, mit den Flügeln schlug und fraß und trank. Sie verdaute ihre Nahrung sogar und gab sie wieder von sich. Auch das Innere dieser *anatomie vivante* war so nah an der Natur wie möglich. Die Ente war die Erfüllung des aufklärerischen Imperativs von Descartes: „Betrachten wir den Körper (von Mensch und Tier) als Maschine ...“

Danach baute Vaucanson keine Automaten mehr. Zum einen waren sie bei Hofe außer Mode gekommen, zum anderen warteten ernsthaftere Aufgaben auf ihn. Er wurde Direktor der staatlichen Seidenmanufakturen und konstruierte automatische Webstühle.

Hundert Jahre später schreibt Karl Marx an Friedrich Engels: „Es unterliegt auch keinem Zweifel, dass im 18. Jahrhundert die Uhr die erste Idee gab, Automaten (und zwar durch Federn bewegte) auf die Produktion anzuwenden.“

## Freizeit

Die alten Römer hatten es leichter. Für sie gab es eine Zeit der Muße (*otium*) und eine Zeit der Nichtmuße (*neg-otium*). In letzterer wurde gearbeitet. Heute gibt es kompliziertere Einteilungen. In einem schon einige Jahrzehnte zurückliegenden Artikel definiert Oscar Nell-Beuning, der Nestor der katholischen Soziallehre, *Freizeit* als den Zeitabschnitt, in dem „ein Arbeitnehmer keine Lohnarbeit zu verrichten hat.“ An diese (juristische) Begrifflichkeit mag Ulrich Greiner gedacht haben, als er in der „Zeit“ das wöchentliche Freizeitvolumen kurzerhand auf 72 Stunden festlegte ( 1 Woche = 168 Stunden minus 56 Stunden Schlaf minus 40 Stunden Erwerbsarbeit). Dass Freizeit an ihren Gegensatz „gekettet“ (Adorno) ist, wird von niemand bestritten. Dass sie allerdings bereits mit dem Verlassen von Fabrik oder Büro beginnen soll, mag man so recht nicht glauben. Denn draußen vor dem Tore wartet in zunehmendem Maße Arbeit. Ob Eigenarbeit, Beziehungsarbeit, Nachbarschaftshilfe, Heimwerkerei oder Hausarbeit, Reproduktionsarbeit, Konsumarbeit: Zunehmend werden Eigenschaften und Qualifikationen verlangt, die vorrangig der *Arbeitswelt* zugerechnet waren. Computerkassen oder Bankautomaten „entlasten“ nicht nur den Personaletat der Dienstleistungsbetriebe, sondern verlagern Teile der Erwerbsarbeit ebenso auf den Kunden wie die Selbstbedienung an Tankstellen oder das Zusammensetzen des eben erworbenen Schrankbausatzes zu Hause. Hinzu kommen gesellschaftlich sinnvolle Tätigkeiten – unbezahlt selbstverständlich – wie das ökologische Sortieren von Hausmüll oder die Bewältigung komplizierter organisatorischer Aufgaben wie der Besuch beim Zahnarzt mittels des öffentlichen Nahverkehrs mit einer beschränkten Zeitvorgabe oder Kinderbetreuung bei berufstätigen Eltern nach dem Kindergarten. Die Erzeiherin will schließlich ihre Arbeitszeit nicht über Gebühr ausdehnen. Ein Glück – könnte man meinen -, dass der Haushalt schon mechanisiert ist und man auch zunehmend Fertigerichte erstehen kann. So entfällt wenigstens das aufwendige und zeitfressende Kochen. Einfacher ist jedenfalls nichts geworden.

Auch die Koordination der ursprünglich eher der „Muße“ zuneigenden Vergnügung verlangt zunehmend Managementfähigkeiten: das kulturelle Erlebnis will geplant sein, das neue Interesse an der Kultur hat sich längst sein eigenes Zeitraster geschaffen. Der Veranstaltungskalender der lokalen Presse bietet den gewünschten Genussextrakt und empfiehlt Orte, an denen Anwesenheit zu bestimmten Zeiten Pflicht ist. Früher konnte sich ein Geheimtipp als kleines Geheimnis noch einige Zeit halten, heute duldet der Trend keinen Aufschub. *The medium time is the message.*

Wenn man die Pflicht der Eigenversorgung und des Kulturgenusses hinter sich hat, bleibt gelegentlich noch etwas freie Zeit, der man sich schleunigst *aktiv* hingeben muss. Aus dem Urlaub ist längst der Aktiv-Urlaub mit Computerkurs geworden, aus dem Spaziergang das Jogging. Freizeitpädagogen, Animatoren und Sportstudio-Inhaber halten die Kunden zur permanenten Selbsttätigkeit an. Allerorten wird gemacht, gewogen, gemessen, gewertet, gehetzt. Nur folgerichtig kommen nach der Arbeits- jetzt auch die Freizeitkrankheiten: der tennisarme oder der Joggerknoten, der „French Vanilla Frostbite“ in Folge verschärften Eisgenusses oder das „Urban Cowboy Rhabdomyolysis“ durch allzu häufiges Besteigen einer Rodeo-Maschine in Freizeitzentren.

Der letzte Rest der 72 „freien“ Stunden verwischt sich in der städtischen/urbanen/metropolitanen Betriebsamkeit. Durchhaltevermögen ist gefragt, schnelle Reaktionen und gutes Timing, Fachkenntnisse und Hingabe an die Sache. Wie im Spitzensport muss auch in der Freizeit die mentale Konditionierung stimmen.

War eine Ladenstraße noch im guten Sinne die „permanente Ausstellung dessen, was man *nicht* hat“ (G.Anders) – immerhin konnte man verweilen, träumerisch den schönen Dingen, die sich unbeweglich zur Schau stell(t)en, nachhängen, sie kaufen, sich aneignen -, so ist der *Freizeitpark* die mobile Verheißung all dessen, was der Alltag an Erlebnis nicht bietet. Und in seinen vielfältigen Variationen und unkomplizierten Anpassungsmöglichkeiten zugleich ein Modell für neue urbane Stadtzentren.

Die Inszenierung fortwährenden Vergnügens verspricht den Ausgleich des erlebten Mangels: städtisches Flair und nie gesehene Natur, Abenteuer in exotischen Ländern und die Geschäftigkeit eines heimischen Marktplatzes, endlose Weiten und sichere Nähe.

*Coney Island* zum Beispiel mühte sich schon Anfang des Jahrhunderts, die Fehler Manhattans auszugleichen. So bot die „unerschöpfliche Kuh“ – eine der Attraktionen – ein Stück unzugänglicher Natur. Das komplizierte mechanische Konstrukt spendete unaufhörlich Milch – hygienisch und mit angenehmer Temperatur. Als der Andrang am betriebseigenen Stand zu groß wurde, installierte man Scheinwerferbatterien und schuf eine zweite „Tageszeit“, die das Badevergnügen auch zu nachtschlafender Zeit möglichst gefahrlos ermöglichte.

Oder die „Liebestonne“. Der Einsamkeit und Entfremdung der Großstadt suchte man durch eine einfache Konstruktion abzuwehren, wie Rem Kohlhaas schreibt: „Zwei hintereinander montierte liegende Zylinder drehen sich gegenläufig. Zwei enge Treppen führen an den jeweiligen Enden zum Eingang; die eine füttert den Apparat mit Männern, die andere mit Frauen. Es ist unmöglich, sich in der Maschine aufrecht zu halten, Männer und Frauen werden übereinander geworfen. Die unerbittliche Rotation schafft dann eine synthetische Intimität bei Paaren, die sich ohne deren Hilfe nie getroffen hätten.“

Gegenüber den heute gebotenen Sensationen sind die damaligen Geräte Kinderspielzeug. Der Aufwand an Technik, Tempo und Material hat sich gesteigert, allerdings: eine derart frivole Einrichtung wie die Liebestonne sucht man in *Phantasieland* vergebens. Hier setzt man auf die gereinigten Phantasien des Familienpublikums. Da geht es ordentlich und in langen Schlangen vor sich, und wehe, jemand Fremdes schiebt sich zwischen die eigenen Lieben. Exotik bietet schließlich

das chinesische Theater mit echten Chinesen, Abenteuer die Wildwasserrutsche oder der Wilde Westen gleich nebenan.

Egal, ob die *Center Parks* für einen „Urlaub ohne stürmische Überraschungen“ unter ihrem ökologisch orientierten Glasdach werben oder in *La Vilette* in einer riesigen desorientierten Halle ungeahnte Wunder der Technik präsentiert werden. Die Dramaturgie ist die gleiche. Zeit und Raum spielen keine Rolle mehr, die Jahreszeiten sind ohne Bedeutung – Welt wird simuliert. Das Fremde kommt hautnah distanziert und ausreichend dominiert. Das Unberechenbare – das Wetter, das Erschrecken, die Angst – werden zu einem wohligen Thrill dosiert, dem man sich live in der Gewissheit hingeben kann, dass man zur *Tagesschau* wieder daheim ist. Eine Welt wird geschaffen, in der die Sonn' wahrlich ohn' Unterlass scheinen kann, in der nichts mehr still stehen darf, in der der unaufhörliche Wechsel der Attraktionen für Vergessen sorgt.

Dieses fortwährende Reiz-Reaktions-Schema findet sich zunehmend auch in den Städten selbst. Die Struktur der verkehrsberuhigten, mit Hilfe von Flussdiagrammen konturrierten Plätze und Straßen wird überlagert von Festivals, Sommerfestspielen, Philharmonien, Mediaparks, Vergnügungsvierteln, den neuen Innenstädten und *Alt*-Städten, die von den Bauten der Freizeitparks kaum noch zu unterscheiden sind. Derartige Kulissen fordern gebieterisch Show, Spaß & Service rund um die Uhr, werktags wie sonntags. Offenheit ist Pflicht, auch der kritische Straßensänger willkommener Gast. Ein garstiger Polizist liefert ein zusätzliches Schauspiel.

Ein etwas gediegeneres Schauspiel wollen neue Hotel-Paläste in New York oder Chikago schaffen. Durchrationalisiert bieten sie von der Übernachtung übers Shopping bis zum Nachtclub-Besuch „Stadt“ tausendfach unter einem Dach. Das Gebäude braucht nicht mehr verlassen zu werden, nicht gewünschte Belästigungen bleiben ausgesperrt. Die wirkliche Stadt verliert an Interesse. Die Zeit scheint reif für die Musealisierung städtischer Gegenwart und Zukunft. Zur Zeitersparnis tritt der Verlust des Raums.

In einem Gespräch mit Sylvere Lotringer erzählt Paul Virilio die Geschichte von *Howard Hughes*: „Er hat versucht, jene Allgegenwart zu genießen, überall auf der Welt gleichzeitig zu sein. Zunächst lebte er so, dass er auf der ganzen Welt verstreut mehrere Wohnungen besaß, alle gleich eingerichtet. Jeden Tag servierte man ihm die gleichen Mahlzeiten, zur gewohnten Stunde brachte man ihm dieselbe Zeitung, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Lokalzeiten. Dann wurde diese Situation traumatisch, und er endete als technologischer Mönch in der Wüste von Las Vegas. Er verließ das Bett nicht mehr. Die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens lebte er eingeschlossen in einen Hotelurm und verbrachte seine Zeit damit, sich immer wieder dieselben Filme anzusehen, vor allem einen alten amerikanischen Film über das Leben von Menschen, die am Nordpol in einer Station Zebra eingeschlossen sind. 164mal hat er ihn sich angesehen ... diese Trägheit in einer Polarstadt, einer Stadt, in der wissenschaftlich geforscht wurde, in der man stets dieselben Gerichte aß und denselben Wagen fuhr ..“

## Gleitzeit

Was Howard Hughes zu er-leben suchte, hat *Lewis Carroll* in einer Episode von „Alice im Wunderland“ schon früher gedacht: „Jetzt! Jetzt!, rief die Königin. Schneller! Schneller! Und nun sausten sie so schnell dahin, dass sie beinahe nur noch durch die Luft segelten und den Boden kaum mehr berührten, bis sie plötzlich, als Alice schon der Erschöpfung nahe war, innehielten, und im nächsten Augenblick saß Alice schwindelig und atemlos am Boden. Voller Überraschung sah sich Alice um. Aber ich glaubbe fast, wir sind die ganze Zeit unter diesem Baum geblieben! Es ist ja alles wie vorher!

Selbstverständlich, sagte die Königin. Hierzulande musst du so schnell rennen, wie du kannst, wenn du am gleichen Fleck bleiben willst.“

Beide Anekdoten erzählen auf unterschiedliche Art, dass Zeit mehr sein muss als der von der Uhr diktierte Rhythmus oder die Beschleunigung der Bewegung zwischen zwei Orten. Die umgangssprachliche Rede von der „inneren Uhr“ ist ein unglücklicher Versuch, dem subjektiven Zeit-Erleben auf die Spur zu kommen. Hier schimmert allerdings noch die „Erwerbsarbeit als Infektionszeit“ (Hörning) durch, denn subjektive Zeit – *Lebenszeit* – verläuft nicht linear, lässt sich nicht in gleiche Teile hacken und ordnet sich nur bedingt chronologisch. *Lebenszeit* enthält fortlaufende Eindrücke und Erlebnisse, Vergangenes und Gegenwärtiges strömen unaufhörlich zusammen und vermischen die Horizonte und Ebenen. Authentisches Erleben lässt sich nicht auf eine Ursache, auf Regeln oder eine messbare Zeit reduzieren. Diese innere Dauer prägt subjektive Zeit. „Die ganz reine Dauer“, schreibt der fast vergessene Philosoph Henry Bergson, „ist die Form, die die Sukzession unserer Bewußtseinsvorgänge annimmt, wenn unser Ich sich dem Leben überlässt, wenn es davon absieht, zwischen den gegenwärtigen und den vorhergehenden Zuständen eine Scheidung zu vollziehen.“

Eine Scheidung vollzieht sich durch *Sinn*, der Ordnung in die „Tagträume“ bringt. Er sortiert aus dem Vielerlei heterogener Zusammenhänge eine „Einheit“ heraus und setzt sie einer begrenzten Zeitlichkeit aus. Gegenüber der Dauer ist das Bewußtsein homogen und einfach strukturiert. Es ist nur ein Ausschnitt im Fluss der Zeit, der sich ständig in ihr verliert und sich aus ihr erneuert. *Sich Zeit lassen* in diesem Sinn hat nichts mit Minuten und Stunden zu tun, sondern setzt gegen die ökonomische Durchrationalisierung unserer Zeit ein qualitatives Widerstreben, das Entautomatisieren der Wahrnehmungen, das ertragen können von Langeweile.

Langeweile hat freilich ein schlechteres Image denn je. In einer Zeit, da der Flaneur zum Stadtkonsumenten geworden ist, erscheint sie als Drohung. Vor der Folie der kurzweiligen Erlebnisse tritt sie als „stehendes Jetzt“ (Thomas Mann), schreckt mit Unabänderlichkeit, Stillstand, Monotonie und Banalität. Doch sie macht nicht nur unsicher und unzufrieden, sondern weckt auch widerstreitende Gefühle. Langeweile: „genusslose Seligkeit, oberflächliche Tiefe, hungrige Übersättigung“ (Kierkegaard)! Sie drängt vehement zum Handeln und schafft doch zugleich eine Atmosphäre ziel- und sinnlosen Bemühens. Und nichts schützt wirklich vor ihr. Sie kann unversehens aus hektischen Tätigkeiten hervorkriechen wie aus Nichtstun, aus Übersättigung und Abgestumpftheit ebenso wie aus der eben noch genossenen Wollust des Selbstmitleids. Sie ist unberechenbar und schillernd wie das Leben.

*Langeweile aushalten* mag einen vorübergehenden Verlust von Handlungsmöglichkeiten bedeuten, doch nur bedingt Passivität, schon gar nicht Stillstand. Statt sich in Betriebsamkeit zu zerstreuen, schweifen eigene Energien ungebunden umher, Einfälle tauchen auf, die sich sonst nie aus dem Lauf der Zeit ergeben hätten. Langeweile aushalten ist eine Voraussetzung zum Festhalten der eigenen Phantasien, ein Drehpunkt aus dem Alltäglichen, eine Voraussetzung für das Entgleiten aus Disneyland.

Stillstand verläuft sich in Träumereien. Tagträume. Wahrnehmung entautomatisiert sich, alte Bindungen verlieren an Kraft. Kunst und Langeweile sind nicht nur gelegentlich Gespielen.

„Langeweile ist an sich keineswegs eine negative Qualität“, schrieb Nam June Paik. Die Verwirrung beruhe nur auf der mangelnden Unterscheidung zwischen „guter und langweiliger Kunst und schlechter und langweiliger Kunst“.

*Erstveröffentlicht in A.R.T. (Hrsg.) „Kultur macht Politik. Wie mit Kultur Stadt/Staat zu machen ist“ Köln 1988 (Volksblatt Verlag), S. 218 - 228*